



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Busch, Moritz: Die Zauberpflanzen im Volksglauben.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Zauberpflanzen im Volksglauben.

Die heutige Nacht, die Johannisnacht, ist eine der drei großen Nächte des deutschen Aberglaubens, des neben dem Christenthum und der modernen Bildung hergehenden, zum Schatten gewordenen, verblaßten und verdunkelten, aber immer noch erkennbaren und vielfach wirksamen deutschen Heidenthums mit seinen Göttern, seinem Cultus und seinem Zauberwesen. Sie und der ihr folgende Tag vereinigen in sich alle Reste, die uns aus der Urzeit her von der Feier des Mittsommertages oder der sommerlichen Sonnenwende überliefert worden sind. In jener Urzeit unseres Volksthums dachte man in der Periode, wo der Tag seine größte Länge erreicht, die übernatürlichen Mächte, die guten wie die bösen, besonders rege und mit besonderer Deutlichkeit und Stärke in Wald und Feld waltend. Es war leichter wie sonst, sich ihren Beistand und ihre Gaben zu gewinnen, aber auch gefährlicher wie sonst, sich dem Bereiche derer, die für menschenfeindlich galten, zu nähern. Die Kirche, welche die Heiden taufte, vermochte diesen Glauben nicht auszurotten, sie konnte ihn nur umgestalten. Sie erklärte die Götter für Teufel, nahm aber Züge von ihnen in ihre Heiligen auf. Der alte Cultus wurde zu gottlosem Brauch oder setzte sich, den ihn Beobachtenden immer unbewußter, als harmloses Volksfest in Begleitung eines kirchlichen Feiertags, hier und da auch nur als Kinderspiel fort. Andere religiöse Handlungen, solche namentlich, die auf Sicherung von Leben und Gesundheit, von Haus, Stall und Feld vor unholden Gewalten, auf Gewinnung von übernatürlichen Eigenschaften und auf Erforschung der Zukunft abzielten, nahmen den Charakter mehr oder minder unerlaubten Zaubers an. Die ursprünglich heilige Zeit wurde zu einer unheimlichen, die aber doch für Altgläubige, ohne daß sie recht wußten, wie und warum, neben allerhand Gefahr und Schaden noch manche Gabe und manchen Schatz in sich barg.

Nun fallen der Johannisstag und die ihm vorausgehende Nacht in die

Zeit, wo die Pflanzenwelt ihre höchste Entwicklung erreicht, und so gruppirt sich ein großer Theil des Aberglaubens, der sich auf Kräuter, Wurzeln und Blumen bezieht, um diese Stunden des Jahres. Kluge Bauersleute, Schäfer und Jäger, Kräuterweiber und andere Frauen, die „mehr als Brot essen können“, suchen und finden in ihnen, was in der Volksmedizin für gesund und nach anderer Wissenschaft für Glück bringend, übermenschliche Kraft verleihend, Hindernisse magisch überwindend, unsichtbar machend u. d. gilt. Allerhand Zauber, zu dem Pflanzen gebraucht werden, allerhand Versuche, mit Hülfe von solchen die Zukunft zu errathen, werden in ihnen vorgenommen. Bäume und Sträucher haben und entfalten in ihnen ihre höchste Heilkraft. So aber ladet der heutige Tag zu einer Betrachtung alles dessen ein, was überhaupt in das Gebiet des deutschen Volksglaubens von den Pflanzen gehört, und eine solche Betrachtung wollen wir jetzt anstellen. Wir verfahren dabei ohne System, versetzen uns einfach auf einen Spaziergang durch Wald und Feld und betrachten die Pflanzen, um die es sich hier handelt, wie sie uns zufällig vor die Augen kommen. Der Volksglaube dieser und jener Gegend ist dabei unser Begleiter und Berather.

Sehr alt und sehr verbreitet ist die Meinung, daß Johanniskraut (*hypericum perforatum*) in der heutigen Nacht gepflückt gegen alle Werke des Teufels und der Hexen schütze. In Tirol bewirkt es, in die Schuhe gelegt, daß man auch bei weiten Gängen nicht müde wird. In der Mark hat es am Johannistage Blutstropfen an seiner Wurzel, mit denen man seine Flinte inwendig bestreichen muß, da sie dann bei jedem Schusse trifft. Eine andere Pflanze, die deutsch denselben Namen führt, lateinisch dagegen *sedum telephicum* heißt, hat gleiche Kraft, wendet aber zugleich den Bliß ab. Im westphälischen Bolmethal erforscht man mit ihr auf verschiedene Weise die Zukunft. Wer hier wissen will, ob er ein Mädchen, das er gern möchte, bekommen wird, steckt am Johannistage zwei solche Pflanzen nebeneinander in die Erde, und wachsen sie dann mit den Kronen gegeneinander, so wird er die Gewünschte einmal seine Frau nennen, weichen sie von einander, so hat er nichts zu hoffen. Befestigt man am Johannistag eine solche Pflanze an die Wand, und läßt man dann die Familienglieder die Zweige anrühren, so erfährt man, wenn sie darauf in die Höhe wachsen, daß im kommenden Jahre Alles im Hause gesund bleiben, wenn sie sich senken, daß es einen Sterbefall geben wird. Ein ähnlicher Aberglaube herrscht in englischen Dörfern. Hier pflanzen die Mädchen am Johannistage Knabenkraut in Lehm auf eine Schieferplatte, was man „einen Mittsommermann machen“ nennt. Neigt sich der Stengel am nächsten Morgen zur Rechten, so weiß das Mädchen, daß ihr Schatz ihr treu bleiben wird, neigt er sich nach links, so ist das Gegentheil zu befürchten. In verschiedenen Gegenden Deutschlands und Englands sucht

man am Johannistage unter Reiffußtauden nach „Kohlen“, die aber nur abgestorbene und schwarzgewordene Wurzeln sind. Die muß man in Schwaben auf den Fruchtboden legen, weil sie das Getreide vor Würmern und das Dach vor dem Wetterstrahl bewahren. In Norddeutschland hängt man sie als Schutzmittel gegen Fieber um den Hals. In England legen die Mädchen sie sich unter das Kopfkissen, da sie dann von ihrem Zukünftigen träumen.

Allgemein gilt das Holz des Hollunders für zauberkräftig, deshalb darf man es in Thüringen nicht verbrennen. „Vorm Höllerkenstruck maut men 'n Haut afsnämen“, vorm Hollunderstrauch muß man den Hut abnehmen, heißt es in Westphalen. Um die Maulwürfe abzuhalten, steckt man in der Lausitz Zweige von diesem Strauche in Wiesen und Gärten. Anderwärts befördern solche Zweige das Gedeihen der Leinfaat. In Tirol sagt man, der „Holler“ sei ein gar edler Baum und mehr als Gold werth, und im Binschgau glaubt man, daß, wenn ein auf ein Grab gepflanztes Hollunderkreuz wieder grünt, der darunter Liegende selig ist. Im Lechrain wird die Hollunderblüthe in der Mittagsstunde des Johannitages gebrochen und dann als gutes Heilmittel für allerlei Uebel aufbewahrt. Auch ist man sie an diesem Tage in Mehl und Schmalz gebacken, weil das gesund sein soll. Der Hollunder war einst vermuthlich der Frau Holle, der Erdmutter und Todtengöttin, heilig, die anderswo Perchta oder Bertha hieß. Sie scheint auch zu dem Karwendel in Beziehung gestanden zu haben, von dem es in Tirol heißt, es sei ein gar frommes Kraut, und wer es bei sich trage, dem könne nichts Böses widerfahren. Dieß soll daher kommen, daß die Mutter Gottes (ursprünglich wohl Perchta), als sie über das Gebirge ging, sich, als sie müde wurde, auf Karwendelkraut zum Ausruhen niederließ. Seitdem ist es gesegnet und hat wunderbare Kräfte, was folgende Geschichte am besten beweist. Einmal ging eine Wöchnerin, die noch nicht aufgesegnet war, allein in die Kirche. Da kam der Teufel, der über solche Frauen Gewalt hat, und wollte das arme Weib holen. Die aber floh, wie sie das merkte, auf einen Karwendelwasen, der am Wege war. Da mußte der Schwarze von ihr ablassen und verschwand mit den Worten:

„Du verfluchtes Karwendelkraut,  
Hast mir genommen meine Braut.“

In der Mark nahmen die Bauern früher Dorant, Gartheil, Kreuzraute und rothen Knoblauch, banden es zusammen und begruben es unter der Schwelle, über welche das Vieh gehen mußte; dann konnten die „Bilwelsen“ (Hexen, welche das Vieh krank machten) den Kühen die Milch nicht nehmen. Andere wuschen ihr Vieh am Walpurgisabend mit Urin, in welchem Meterkraut gekocht war, oder hingen im Stalle Wiederthron (*capillaris aurea*), ein an sumpftigen Orten wachsendes, moosartiges Pflänzchen mit goldigen Härchen

auf. Wieder Andere gaben ihren Kühen, um sie vor Bezauberung und Schlangenbiß zu schützen, Stengel der Ochsenzunge (*buglossa*) zu fressen. Sehr vornehme Kräuter, die zu Allerlei gut sind und in Tirol bei keinem Weibbüschel fehlen dürfen, sind Wermuth, Wohlgemuth und Mutterkraut (*chrysanthemum parthenium*). Herenkraut (*circaea lutetiana*) gilt unter hessischen wie unter schlesischen Landleuten als sicherer Schutz gegen allen bösen Zauber. Zu gleichem Zwecke sowie als Mittel zur Verhütung von Krankheiten wird, offenbar wegen der kreuzförmigen Stellung der Dornen, die in vorchristlicher Zeit an Donar's Rune mahnte, der Kreuzdorn (*rhamnus catharticus*) angewendet.

Die Johanniskrautwurzel, welche die Wurzel des bekannten Farrenkrautes (*polypodium filix mas*) ist, wird bei Viehkrankheiten, als deren Ursache Beherung angenommen wird, und zur Gewinnung von Reichthum angewendet. Sie hat nichts mit dem später zu erwähnenden Farrensamem oder Jaarsamen gemein. Johanniskraut (*Sceleranthus*) in der Mittagsstunde gesammelt, ist zu vielen Dingen gut. Eine esfurter Sage berichtet, daß, als einst ein dortiger Bürger mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, der Scharfrichter zu ihm sprach: „Ich höre, daß Du fest bist, darum rathe ich Dir, mache Dir und mir keine Mühe und Ungelegenheit.“ Da antwortete der arme Sünder: „Ja, es ist wahr, siehe hier steckt es unter meinem rechten Arme, nimm es hin.“ Da nahm es der Scharfrichter, und als er sich's besah, war es getrocknetes Sanct Johanniskraut. „Es ist ein Wunderding mit dieser Blüthe. Man suche sie, wenn man will, so wird sie gar nicht gefunden, als Mittags zwischen 11 und 12 Uhr.“

Eine nach verschiedenen Richtungen wichtige Pflanze ist die Königskerze (*Verbascum thapsiforme*), die in Tirol Himmelbrand heißt. Am Himmelbrand erkennt man den zeitig oder spät zu erwartenden Eintritt des Winters. Steht ein Blütenkränzchen tief am Stengel, so bedeutet das frühen Schnee. Folgen auf eine Blütenreihe wieder Blätter, so wird es nach dem ersten Schneefall lange nicht schneien. Stehen erst am Ende des Stengels Blüthen, so wird es erst gegen Frühlingsanfang hin Schnee geben. Wenn in Ostpreußen dem Bauer ein Angehöriger oder ein Stück Vieh krank ist, so geht er nach Sonnenuntergang hinaus, knickt eine Königskerze nach Osten hin um und bittet dabei, daß sie die verlorene Gesundheit wieder verleihen wolle. In Kärnten bedeutet eine Königskerze, die auf einem Grabhügel wächst, daß die Seele des Verstorbenen sich im Fegfeuer befindet. Im Etschthale gehört der Himmelbrand zu den Weibekräutern. Wenn im Dexthal einer Bäuerin das Butterfaß behext ist, sodaß sie trotz aller Anstrengung aus der Milch keine Butter gewinnen kann, so legt sie einen Stengel Himmelbrand unter das Gefäß, und der Zauber ist gelöst.

Ein Schlafapfel ist ein durch den Stich der Rosengallwespe entstandener, mit rothen und grünen Härchen wie mit Moos besetzter Auswuchs am Hagebuttenstrauche. Den muß man sich — so rät der Aberglaube in der Wetterau sowie in Tirol, wo der Apfel Schlafpußen heißt — des Nachts unter das Kopfkissen liegen, dann schläft man fest und sanft. Dill schützt in vielen Fällen vor Beherung, doch gewöhnlich in Verbindung mit Salz. Andere Kräuter, die der Volksglaube in den meisten deutschen Gegenden für gut gegen allen bösen Zauber hält, sind: Gundermann (glechoma), Meerzwiebel, Butterblumenkraut, Hasenohr (bupleurum), Kümmel, Eisenkraut, Raute, Tausendgüldenkraut und Allermannsharnisch (allium victorialis). In Passauer heißt es, wer sich Eisenkraut in die Schuhe lege, werde nicht müde. Die Raute „ist ein gar edles Kraut“, namentlich gilt dieß von den Edelrauten, und unter diesen wieder gelten für die vornehmsten, welche „fünf Behen haben“, d. h. deren Ovarium fünf Fächer zeigt. Sie thun Wunder bei Vermünschung und anderem Zauber und dürfen bei der Kräuterweihe nicht vergessen werden. Allermannsharnisch, auch Allermannsherrnenkraut, thut ähnliche Dienste, und seine Wurzel ist überdieß in Norddeutschland wie in Tirol ein Mittel, mit dem man sich gegen Hieb, Stich und Schuß festmachen kann, und welches jede Blutung stillt. Wenn man siebenundsiebzig Blättchen von der Wunderrebe oder Gundelrebe auf eine Wunde legt, meint die Volksmedizin des Innthales, so heilt sie. Die Heu- oder Wucherblume wird zu Liebesorakeln gebraucht. Im Innthale sagt man, in dem man sie entblättert: „Er liebt mich, mit Schmerzen, ein wenig oder gar nicht.“ Im Dehthale bricht man von der Blume die Randblätter nach einander ab und sieht zu, nach welcher Himmelsgegend das dritte Blatt fällt. Auf diese Weise erfährt man, nach welcher Richtung hin man heirathen wird. Die Weitsblume oder Brunelle ist in Tirol ein Zauberkraut. Bei Ambras glaubt man, wenn zwei Leute einen Wegerich auseinanderziehen, so hat der mehr Sünden auf dem Gewissen, an dessen Hälfte mehr Fäden herausstehen. Je länger die Fäden, desto größer die Sünden.

Der Sevenbaum (juniperus sabina) soll gegen Zauber schützen. In vielen Gärten des Innthales steht ein solcher Baum, und man läßt Zweige davon am Palmsonntag weihen, da man glaubt, daß der „Palm“ ohne Seven nicht vollkommen sei. Wenn man am Palmsonntag in Nauvers und im Pizthale drei geweihte Palmkäzchen verschluckt, so ist man das folgende Jahr hindurch vor Halsweh gesichert, womit man den sächsischen Aberglauben vergleichen wolle, nach welchem man sich dadurch vor dem Fieber bewahrt, daß man von drei Kornähren die Blüthe abstreift und verzehrt. Die Palmkäzchen, die Blüthen von einigen Weidenarten, bewirken, vor ein Fenster gesteckt, daß keine Hexe durch dasselbe in die Stube kann.

Verbrennt man drei oder vier derselben beim Heranziehen eines Gewitters, so schlägt es einem nicht ins Haus. Geht man mit dem geweihten Palmzweig am Palmsonntag dreimal um sein Gehöft, so raubt einem der Geier keine Hennen.

Die Mistel gilt in den meisten deutschen Gegenden als ein unheilvolles zu schadenbringendem Zauber dienendes Gewächs und heißt in Tirol der Trudensfuß. Dagegen ist der Wachholder ein Strauch, der allenthalben einen guten Ruf hat. Wer einen Zweig von Kranewitt — so heißt der Wachholder in Tirol und manchen anderen Landstrichen — auf dem Hüte hat, läuft sich bei Reisen keinen Wolf und wird nicht müde. Wer an Hühneraugen leidet, geht zu einem Kranewittstrauche und knickt so viele Zweige um, als er Hühneraugen hat, doch müssen jene so gebrochen werden, daß sie hängen bleiben. Sobald die Zweige dürr werden, verschwinden auch die Hühneraugen. Zum Buttern muß man sich eines Schlägels aus Wachholderholz bedienen, dann können die Hexen nicht machen, daß die Milch nicht bricht. Niemand soll man mit einer Weide schlagen, heißt es in Norddeutschland wie in Baiern und Schwaben; Menschen bekommen davon die Auszehrung oder wachsen nicht mehr; Vieh verdorrt davon.

Der Ebereschbaum mit seinen rothen Früchten (sorbus) war in der Heidenzeit dem Gewittergotte Donar heilig. Ein Nachklang davon hat sich noch in der westphälischen Sitte erhalten, in der Walpurgisnacht Zweige dieses Baumes über die Haus- und Stallthüren zu stecken, um den fliegenden Drachen abzuhalten, und die Kühe mit solchen Zweigen auf das Kreuz zu schlagen, um sie milchreich zu machen. In Tirol soll man, wenn Mariä Verkündigung mit dem Charfreitag zusammenfällt, Nester von der Esche schneiden, und zwar auf der Seite, wo der Baum nicht von der Morgen-sonne beschienen wird. Das auf diese Weise gewonnene Holz ist unverweslich, und wenn sich jemand mit einer Waffe verwundet hat, so braucht er, um das Schlimmerwerden der Wunde zu verhüten, nur die Waffe in solches Holz hineinzuschlagen. Die Hexen oder Truden verursachen nicht bloß den Menschen Alpdrücken, sondern quälen auf ähnliche Weise auch die Eschen. Daher kommt es, daß an diesen Bäumen so viele verkrüppelte Bildungen vorkommen, die bald Sichel, bald Bischofsstäben gleichen. Auch die knolligen Auswüchse an Fichten und Lärchen rühren von Hexen her.

Die Haselstaude scheint in Beziehung zu Donar und Wuotan gestanden zu haben. In sie kann der Blitz nicht fahren, deshalb bricht man von ihnen in Tirol am Feste Mariä Heimsuchung Zweige und steckt sie als Blitzableiter vor die Fenster. Ferner hält sich unter Haselstauden keine Schlange auf, und die Ruthen von ihnen sind gut zum Würmerschlagen. Giebt man einer Natter mit einer solchen nur einen leichten Streich, so ist

sie augenblicklich todt. Im Widerspruche mit diesem weitverbreiteten Volksglauben steht die Meinung der Tiroler Bauern, daß unter Haselsträuchen, auf denen eine Mistel wächst, der Haselwurm, eine kleine weiße Schlange, wohne, der sich von den Haselnußblättern nähre, in die er runde Löcherchen beiße. Wer ihn fängt und bei sich trägt oder ihn ißt, erhält große Zauberkräfte: er kann sich unsichtbar machen, sieht die Schätze „blühen“ oder „brennen“ und hört die Kräuter reden, wozu sie gut seien. Endlich liefert die Haselstaude die besten Wünschelrutthen. Sie sind gabelförmige Zweige, die in Schlesien auch von der Weide, in Mecklenburg vom Kreuzdorn genommen werden können. Sie müssen in der Johannismitternacht, in Tirol am neuen Sonntage, in Schwaben in der Osterfeiertagsnacht Punct zwölf Uhr geschnitten werden und zwar in Tirol mit einem bis dahin noch nicht gebrauchten Messer und so, daß man rücklings auf den Strauch zugeht, die Rutthen zwischen den Beinen durchzieht und sie unter Beschwörungsformeln, gewöhnlich unter Nennung der drei höchsten Namen (Vater, Sohn und heiliger Geist) vorn abschneidet. In katholischen Gegenden Schwabens wird die Wünschelruthe dadurch zauberkräftiger gemacht, daß man eine Messe über sie lesen läßt. In der Lausitz, der Mark, im Harze und in Mecklenburg steckt man sie in das Kleid eines Täufelings und läßt sie auf diese Weise mittausen. In Tirol tauft man sie selbst auf den Namen der heiligen drei Könige. Soll sie zum Suchen von Goldadern verwendet werden, so erhält sie den Namen Kaspar, ist sie zum Aufspüren von Silber bestimmt, so wird sie Balthasar genannt, soll sie endlich nur Wasser auffinden, so bekommt sie Sanct Melchior zum Namenspatron. In der Lausitz und der Mark giebt man ihr Aehnlichkeit mit der Menschengestalt, wobei die Gabel die Beine vorstellt. Man braucht sie so, daß man die Enden der Gabel mit den Fingerspitzen anfaßt und die Ruthe horizontal vor sich hinhaltend und die Worte: „Wünschelruthe, ich spreche Dich an im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ murmelnd, an der Stelle hin und her geht, wo man eine Erzader, einen Schatz oder Wasser vermuthet. Auf jene Beschwörung hebt sich die Ruthe und schlägt da an, wo das Gesuchte zu finden ist. Die Zauberruthe hat im Rauenburgischen auch die Kraft, den die Schätze bewachenden Teufel zu bannen und verschlossene Thüren zu öffnen.

Eine in der Johannisnacht abgeschnittene Haselgerte besitzt, wie man in manchen norddeutschen Gegenden glaubt, die Eigenschaft, daß man mit ihr einen Abwesenden prügeln kann, wenn man dessen Namen dazu nennt. In Schwaben, wo diese Gerten am Charfreitag vor Sonnenaufgang „unbeschnitten“, d. h. so, daß man von Niemand dabei angedet wird, geschnitten werden müssen, zieht man bei Gebrauch der Zaubergerte eins von seinen Kleidungsstücken aus und schlägt darauf, indem man an den Abwesenden denkt, dem

man die Prügel zugebracht hat. Andere sagen bestimmter: die Haselgerte zum Durchprügeln eines Entfernten muß eine einjährige sein und am Charfreitagmorgen mit drei Schnitten abgetrennt werden, während man nach Osten blickt und die drei höchsten Namen nennt. Will man mit ihr einen Abwesenden schlagen, so nimmt man ein Kleidungsstück oder auch nur einen Fegen oder Lumpen, zieht nach Morgen hin, spricht den Namen des Andern aus und haut dann auf das Kleid oder den Fegen, so lange man Lust hat. Die Sache hat ihre Richtigkeit, wie folgende Geschichte zeigt.

Zwischen Wurmlingen und Pfäffingen zogen einmal Soldaten hin. Ein Schäfer, mit seinem Hintertheil auf seinen Stab gelehnt, sah ihnen zu. Da schoß ein guter Schuß unter jenen ihm den Stab entzwei, sodaß der Schäfer rücklings zu Boden stürzte. Der mußte sich aber zu rächen. Sofort zog er seinen Kittel aus und prügelte ihn mit einer solchen Zaubergerte, die er bei sich gehabt, durch, worauf der Soldat jämmerlich schrie und von seinen Kameraden obendrein wegen der ihm aus der Ferne beigebrachten Schläge verhöhnt wurde.

Wieder eine sehr bedeutsame Rolle im Aberglauben spielt der Klee, vermuthlich, weil man in der Dreizahl seiner Blätter eine Hindeutung auf die Dreifaltigkeit erblickte, bei zwei- oder vierblättrigem aber einen Gegensatz zu dieser, also etwas Unchristliches, Unheimliches, Unnatürliches vor sich zu haben glaubte, womit sich die Idee des Uebernatürlichen verband. Im Altenburgischen muß man am Abend vor Johanni von den vier Ecken eines fremden Ackers stillschweigend eine Hand voll Klee mit nach Hause nehmen, weil dann das Vieh gedeiht. In Mecklenburg, Holstein, Franken und am Harz weissagt eine Kleeftaude, die weiße oder gelbe Blätter trägt, daß nächstens jemand im Hause stirbt. Allenthalben in Deutschland herrscht die Meinung, daß der, welcher vierblättrigen Klee findet, Glück hat. In Schwaben muß er ihn ungesucht finden. Ein Mädchen, das hier ein vierfaches Kleeblatt in den Schuh legt, kann den Vornamen ihres Zukünftigen erfahren: sie darf sich nur nach dem Vornamen des ersten Mannes erkundigen, der ihr dann begegnet; wie der heißt, wird auch ihr dereinstiger Schatz heißen. Zu Rottweil ließ sich einmal ein Seiltänzer sehen, der auf der Nase einen ungeheuren Wiesbaum trug und damit so leicht herumging, als ob es gar nichts wäre. Während die Leute ihn nun anstaunten, kam ein Mädchen mit einer Tracht Klee daher, unter der sich auch ein Vierklee befand, und durch diesen erkannte sie, daß der Gaukler mit dem Wiesbaum nur zauberhaftes Blendwerk trieb. Deshalb lachte sie und rief laut: „Ei das kann ja Jeder; der trägt ja nur einen Strohalm auf der Nase!“ Zur Strafe aber täuschte nun der Zauberer auch sie, sodaß es ihr vorkam, als müsse sie durch ein Wasser gehen, weshalb sie flink ihren Rock aufhob und zu waten anfang-

Weil das Wasser aber immer tiefer zu werden schien, hob sie den Rock höher und höher, bis das versammelte Volk in ungeheures Lachen ausbrach. Da hatte auch sie ihr Theil weg. Wenn man im Lechthal jemand einen vierblättrigen Klee heimlich ins Haar steckt, so kann er in der heiligen Nacht beim Hochamte die Hexen der Gemeinde sehen. Sie stehen so, daß sie dem Altar den Rücken zugekehrt haben. Flucht man einer Jungfrau am Frohnleichnamstage einen solchen Klee in den Zopf, so weiß sie, wenn sie rein ist, alle verborgenen Schätze. Wer im Unterinntal einen Vierklee unter sein Kopfkissen legt, dem träumt von seinem zukünftigen Schätze. Wer am Vorabend des Johannistags, während des Avemarialäutens ein derartiges Blatt findet, kann nach dem Glauben der Bauern im Winschgau von da an Zauberkünste treiben. Sehr deutlich weist auf den unchristlichen Charakter des Vierkleeß der bei Absam in Tirol herrschende Aberglaube hin, nach welchem ein Ministrant, wenn er dem Priester heimlich ein solches Blatt in das Messbuch legt, bewirken kann, daß dieser beim Messelesen irre wird und stockt. Auch ein zweiblättriger Klee, wenn er am Sonnwendabend während des Avemarialäutens gepflückt wird, bringt Glück, namentlich verhilft er seinem Besitzer zu baldiger Verheirathung. Einen Fünfklee finden, bedeutet aber im tiroler Gtschlande immer ein bevorstehendes Unglück.

Die Bibernellwurzel gilt in verschiedenen Strichen Deutschlands als das beste Mittel gegen ansteckende Krankheiten. Als vor Jahren die Pest in Tirol wüthete, flohen viele Einwohner von Tirol auf einen Hügel, auf welchem jetzt die Geisterkapelle steht. Nachdem sie hier mehrere Tage und Nächte um Abwendung der fürchterlichen Sterblichkeit gebetet, erschien eine weiße Gestalt, die ihnen zurief:

„Gßt Kranewitt und Bibernell,  
Dann kommt der Tod nicht zu schnell.“

Aehnliches wird zu Owen und Kiebingen in Schwaben erzählt, nur ertheilte hier ein Vogel den Rath.

Vor dem Blitze schützt in Tirol Dahaggen (pedicularis mit rother Blüthe), in Schwaben aber leisten diesen Dienst die Mausohrle (gnaphicum dioicum), die man deshalb am Himmelfahrtsmorgen sammelt und in Kränze gebunden vor das Haus hängt. Gräbt man solche Mausohrle an einem Feiertage, wo Vollmond ist, oder an einem doppelten Sonntage, d. h. auf den zugleich ein Feiertag fällt, vor Sonnenaufgang mit Kraut und Wurzeln aus der Erde, und trägt man sie dann in einem weißen Tuche auf dem bloßen Leibe, so kann einem keine Waffe Schaden thun. Ein in Schwaben wie in Tirol vorkommender Aberglaube verbietet, Grasshalme in den Mund zu nehmen oder sich mit dürrn Binsen (Schmielen oder Schmehlen) die Zähne zu stochern, weil man Gefahr läuft, sich dadurch besessen zu machen. Der Teufel muß Grenzboten II. 1876.

nämlich, wenn er aus einem Menschen oder einem Hause vertrieben werden soll, stets an einen bestimmten Ort verbannt werden, und da spießt man ihn oft auf dürre Grashalme oder Binsen. Auf jedem Dinkelforn ist ein Muttergottesbild zu sehen, sagt man in Schwaben. Betrachtet man ein solches der Länge nach, so erkennt man deutlich Marien mit ihrem Mantel und dem Jesuskinde. Deshalb hat Dinkelbrot auch besondere Kraft: es schützt namentlich vor Hexen, und wenn ein Jäger drei Stückchen davon mit ins Gewehr ladet, kann ihm der Schuß nicht gebannt werden. Ähnliche Eigenschaft hat die Anemone in Tirol, wo sie Haselmünch heißt. Ihre Wurzeln und Blätter werden als „Hexenrauch“, d. h. zur Räucherung gegen Zaubervolk, gebraucht.

Wer in Passauer eine Alpenrose bei sich trägt, von dem sagt man, er habe den Blitz zu fürchten; deshalb heißt jene auch die Donnerrose. Auf der Burgeiser Alpe wachsen weiße Alpenrosen, die aber nur von unschuldigen Leuten gesehen werden können. Der Finder einer solchen Wunderblume muß sich vor Bethörung in Acht nehmen. Er darf den Blick von derselben nicht eher abwenden, als bis er sie mit seinem Hut oder Tuch bedeckt hat, und dann muß er sofort an der Stelle nachgraben. Thut er dies, so wird er unter der Rosenstaude einen Schatz finden und ihn heben können.

Ein in der Oberpfalz und im tiroler Innthal vorkommender Volksglaube legt einer jetzt von Niemand mehr gekannten, aber immer noch vorkommenden Pflanze eine selbständig, also ohne Zuthun des Menschen wirkende bössartige Zauberkraft bei. Wer unversehens auf eine „Irrwurzel“ tritt, kann sich in Wald und Bergen nicht mehr zurecht finden und muß oft tagelang herumirren, und dagegen hilft kein Segen und Gebet. Weiße Johanniskblumen (Kuhaugen) gelten in Westphalen, zu einem Thee abgekocht, für besonders heilsam, wenn jemand sich durch Heben Schaden gethan hat.

„Drant und weiße Heid

Thun dem Satan viel Leid,“

lautet ein westphälischer Zauberspruch gegen den Koller der Pferde, und in einem großen Theile Norddeutschlands gilt der Drant oder Dorant für ein Schutzmittel gegen kinderstehlende Zwerge. Mit der Wurzel des Mrauns (Mandragora), welche Menschengestalt hat, kann man nach allgemeinem Aberglauben allerlei schwarze Kunst treiben und dadurch reich werden.

Kein Mensch weiß, wo die Springwurzel wächst, und wie sie aussieht. Von ihrer Kraft aber hat der Aberglaube allenthalben Erstaunliches zu berichten. Ihre Haupteigenschaft besteht darin, daß man mit ihr alle Knoten, Schlösser und Riegel öffnen kann. In Schwaben aber macht sie zugleich hieb- und schußfest und wohl auch unsichtbar, da man hier von einem dreiften Diebe, den man nicht ertappen kann, zu sagen pflegt: „Der muß eine Springwurzel haben.“ Man verschafft sie sich auf verschiedene Art.

Bei Innsbruck sucht und schneidet man sie in der Mitternachtsstunde vor dem Christfeste. Im Unterinntal muß man das Nest einer Schwalbe mit starken Fäden umwickeln, sodaß sie nicht mehr hineinkann, worauf sie die Wurzel holt, um sich's zu öffnen. Zu Owen in Württemberg sagt man, der Specht hole sie auf das soeben beschriebene Verfahren hin. In der Gegend von Derendingen in Schwaben endlich verschafft man sich die Springwurzel durch einen Wiedehopf. Findet man ein Nest dieses Vogels in einem hohlen Baume, so muß man ein Bret vor dessen Eingang nageln. Dann fliegt der Wiedehopf fort und kommt mit der Springwurzel wieder, die an das vernagelte Nest gehalten, das Bret augenblicklich abspringen läßt. Darauf trägt der Vogel diese Wurzel, um sie zu vernichten, nach dem nächsten Wasser oder Feuer, in das er sie hineinfallen läßt. Deshalb muß man in der Nähe des Nestes entweder eine Gelte mit Wasser aufstellen oder ein Feuer anmachen und die Springwurzel auffangen, wenn sie fällt.

Durch Erbsen kann man sich in Schwaben unsichtbar machen. Dabei ist aber folgendes Verfahren einzuschlagen. Man muß einen Totenkopf ausgraben, ihn mit Erde anfüllen und in diese in der Charfreitagsnacht drei Erbsen drücken. Der Totenkopf wird darauf unter der Traufe des Kirchendachs wieder eingegraben, und dann geht man in die Kirche hinein und sagt sein Glaubensbekenntniß her. Nimmt man von den Erbsen, die auf diese Weise gezogen werden, eine in den Mund, so wird man unsichtbar. Früher sollen sich die Wilddiebe häufig solcher Erbsen bedient und sich dadurch vor den Augen der Förster in allerlei leblose Dinge, z. B. in Baumstümpfe, verwandelt haben.

Ein Zauberkraut ersten Ranges ist die weißblühende (männliche) Wegwart oder wilde Sichorie. Die Wegwartpflanzen sind nach schwäbischem Aberglauben verzauberte Menschen, und zwar waren die blauen, die sehr häufig sind, böse, die weißen gute Menschen. In Franken heißt es ohne Unterschied der Farbe, Wegwart mit einem Geldstück ausgegraben und zwar unter Anrufung der Dreieinigkeit, ist ein Schuzmittel gegen allerhand Zauber. In Schwaben sagt man dagegen, die Wurzel einer weißblühenden Wegwart habe nicht bloß die Kraft, Dornen, Splitter, abgebrochene Nadeln und ähnliche Dinge aus dem Fleische zu treiben, sondern sie mache auch unsichtbar, hieb- und stichfest, wenn man ein Stück davon in der rechten Westentasche trage, und öffne gleich der Springwurzel Thüren und Schlösser. Sie ist aber sehr selten, und ihre Erlangung verlangt Wissen, entschlossnes Handeln und Muth. Findet man eine, so muß man sogleich einen Stock neben sie in die Erde stecken und sie daran festbinden, weil sie sonst „durchgeht.“ Sodann muß sie am Jacobitage Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr „unbeschrieben,“ d. h. ohne daß man von jemand dabei angerebet wird, mit einem Goldstück

abgeschnitten werden. Versieht man es und redet man ein einziges Wort dabei, so ist man verloren. So sah einst ein Mann in Mößingen, als er eben im Begriff war, die Wurzel einer weißen Wegwart zu schneiden, einen Mühlstein über seinem Kopfe schweben, der sich fortwährend umdrehte. Da entsetzte er sich so sehr, daß er ohne die Wurzel mitzunehmen davon rannte. Hätte er in seiner Angst aufgeschrien, so würde der Stein herabgefallen sein und ihn zerdrückt haben.

Das vornehmste unter allen Zaubermitteln aus dem Pflanzenreiche endlich ist der Faarsamen oder, wie man in Schwaben sagt, der Faarsamen. Welcher Pflanze er angehört und wie er aussieht, ist nicht klar. Sicher ist nur, daß er eine Menge wunderbarer Eigenschaften hat, daß er in Norddeutschland unsichtbar macht, in Tirol zum Heben der Schätze gebraucht wird, auch, zum Gelde gelegt, dieses nie abnehmen läßt, in Schwaben seinem Besitzer eine solche Kraft verleiht, daß derselbe täglich so viel arbeiten kann, wie zwanzig oder dreißig Andere, endlich daß er nur in gewissen Nächten des Jahres, in Westphalen, Thüringen und Tirol in der Johannisnacht, in Schwaben in der Christnacht, zu gewinnen ist.

In Westphalen sagt man, der Faarsamen ist schwer zu finden; denn er reift nur in der Nacht auf Johanni von zwölf bis ein Uhr, und dann fällt er sogleich ab und ist verschwunden. Im nördlichen Franken herrscht dieselbe Meinung. Dort aber ging es einem Bauer in Berka im Werrathale sonderbar damit. Er suchte in der Johannisnacht ein verloren gegangenes Stück Vieh, und als er dabei über eine Wiese kam, wo gerade Faarsamen reif geworden war, fiel ihm etwas davon in die Schuhe. Als er nun nach Hause zurückkehrte, wunderte er sich, daß seine Hausgenossen ihn gar nicht zu bemerken schienen. Da sagte er: „Das Kalb habe ich nicht gefunden.“ Alle, die in der Stube waren, erschrocken; denn sie hörten wohl seine Worte, sahen ihn aber nicht. Da rief ihn seine Frau beim Namen; denn sie dachte, er habe sich versteckt. Er aber trat mitten in die Stube und sagte: „Was ruffst Du denn, ich stehe ja hier vor Dir!“ Da wurde der Schreck der Leute noch größer; denn man hatte ihn gehen hören, aber sah ihn noch immer nicht. Jetzt merkte er, wie die Sache stand, und zugleich fiel ihm ein, er möchte wohl Faarsamen in den Schuhen haben; denn es drückte ihn, als ob Sandkörnchen unter seinen Füßen lägen. So zog er denn die Schuhe aus und klopfte sie aus, und siehe da, jetzt war er Allen wieder sichtbar wie vorher.

In Tirol erzählt man, daß die Faaren in der Johannisnacht blühen und in der Geisterstunde ihren Samen abwerfen. Will man diesen erhalten, so muß man Tücher oder Papierbogen um den Stengel hinbreiten. Noch besser eignet sich dazu ein Kelchtuch aus der Kirche. Während der Nacht

fällt der Samen auf diese Unterlage. Dann muß er mit dieser aufgehoben werden und zwar vor Sonnenaufgang und ohne daß man ihn berührt; denn sonst verschwindet er. Auch ist noch zu beobachten, daß der Stein, mit dem man die Unterlage beschwert hat, nicht bergan geworfen werden darf, weil sonst den Sammler schweres Unglück treffen würde.

In Schwaben muß man sich, um Faarsamen zu bekommen, an den Teufel wenden und schwere Proben bestehen. Zunächst darf man vier Wochen vor Weihnachten, während der ganzen Adventszeit, kein Gebet verrichten und keine Kirche besuchen, sondern muß stets an den Teufel denken und den Wunsch sich durch den Sinn gehen lassen, daß einem derselbe zu Geld verhelfen möge. Dann begiebt man sich in der Christnacht zwischen elf und zwölf Uhr auf einen Kreuzweg, über den schon Leichen zum Gottesacker geführt worden sind. Hier gehen nun allerlei Spuckgestalten an dem Zaubern den vorüber: verstorbene Bekannte und Verwandte, Doppelgänger von noch lebenden Freunden u. d., die ihn fragen, was er da treibe und ihn sonst zum Reden zu bringen suchen. Dann umtanzen einen mit allerlei Pöffen und Grimassen kleine Teufelchen und Kobolde in der Absicht, den Menschen, welcher der Hölle den köstlichen Samen abgewinnen will, zum Lachen zu verleiten und ihm so das Spiel zu verderben. Denn wer alsdann nur ein Wort spricht oder die Miene zum Lachen verzieht, wird auf der Stelle vom Teufel zerrissen. Hat man aber diese Proben gelassen bestanden und still und stumm bis Schlag zwölf Uhr gewartet, so kommt zuletzt ein grüner Jäger, der Teufel, der reicht einem eine Papierdüte voll Faarsamen, den man wohl verwahren und sein Leben lang bei sich tragen muß. Mehrere Beispiele werden erzählt, wo Burschen das Wagniß unternahmen, aber nicht bestanden, da sie vor den Gespenstern, die ihnen erschienen, davon liefen. Dagegen soll ein Holzbauer zu Rotenburg a. N. den Faarsamen erlangt und dann täglich fünfhundert Büschel Holz im Walde fertig zu machen vermocht haben. Auch ein dortiger Webergesell hatte sich den Faarsamen „auf seine Profession“ geholt. (Jeder kann ihn nur für das Handwerk bekommen, das er betreibt.) Er arbeitete dann nur am Sonnabend, webte aber an diesem einen Tage mehr als ein anderer geschickter Weber in einer ganzen Woche. Nur hielt seine Arbeit nicht, wenn sie mit heiligen Dingen in Berührung kam, und so passirte folgende Geschichte. Als einst in der Adventszeit dieser Gesell an einem einzigen Tage ein Stück Leinwand von hundert Ellen Länge gewebt hatte und seine Meisterin es noch denselben Abend abliefern wollte, kam sie damit an der Ehinger Kirche vorbei, und als sie dort zum heiligen Segen schellen hörte, stellte sie ihren Grätten (Korb) mit der Leinwand hin, kniete nieder und empfing den Segen. Sie wollte

darauf weiter, aber siehe da, der Segen hatte bewirkt, daß das ganze Stück wieder zu Garn geworden war.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß Theophrastus Paracelsus den Farnsamen dadurch bekam, daß er „Wullekraut“, d. h. Königskerzen, unter das Farnkraut legte, und daß auch Shakespeare vom Farnsamen redet. In König Heinrich dem Vierten (1. Theil, Act 2, 1. Scene) sagt Gadsbill zum Hausknecht nach der Schlegel'schen Uebersetzung: „Wir haben das Recept vom Farnsamen, wir gehen unsichtbar umher.“ Die Grenzboten glauben von einigen Gelehrten zu wissen, daß sie dieses Recept auch gern hätten.

Moriz Busch.

### Ein Rückblick auf Solferino.

Die Schlacht, welche am 24. Juni 1859 um Solferino geschlagen wurde, bezeichnet einen denkwürdigen Wendepunkt in der neuesten Geschichte Europas. Als Folge derselben brach das System zusammen, welches zehn lange Jahre in Oesterreich nicht zu dessen Heile geherrscht hatte, die italienische Frage gerieth in vollen Fluß und fand erst in der Einnahme Roms ihren lange erstrebten Abschluß, und der Triumph Kaisers Napoleon führte zu jenen ferneren französischen Anmaßungen, welche den Sturz des Cäsars und die Aufrichtung des deutschen Reiches veranlaßten. Es war der erste Act zu einer vollständigen Umwälzung der politischen Lage Europas, und darum besitzt ein solches Ereigniß immer großes Interesse. Siebzehn Jahre sind verstrichen, überreich an schwerwiegenden Vorkommnissen, und erst jetzt ist es uns möglich, einen klaren Einblick in die Ursachen und Verhältnisse zu gewinnen, welche dem österreichischen Heere den Sieg vorenthielten. Die Kriegsgeschichtliche Abtheilung des k. k. Generalstabes hat ein Werk über den „Krieg in Italien 1859“ \*) veröffentlicht, dessen jüngst erschienenenes Heft die Schlacht von Solferino zum Gegenstande hat. Mit einer ebenso eingehenden Genauigkeit als aufrichtigen Offenheit wird der Gang der Ereignisse dargelegt und uns ein Einblick in die Beweggründe und Ansichten eröffnet, welche an leitender Stelle maßgebend waren. Wenn auch der Bericht des Generalstabes sich jeder kritischen Erörterung enthält, so liegt doch der Commentar deutlich genug in dem ganzen Berichte. Es ist ein ernster Mahnruf, welchen wir vernehmen.

\*) Der Krieg in Italien 1859. Nach den Feldacten des k. k. Kriegsarchives und anderen authentischen Quellen bearbeitet von der k. k. Generalstabs-Abtheilung für Kriegsgeschichte. 2. Band. 2. Heft. — Wien, 1876.